

Vortrag/Gedanken von Bürgermeister Norbert Zeidler zum Thema 'Suchet der Stadt Bestes' im Rahmen des Mitarbeiterabends der Evangelischen Kirchengemeinde Grunbach am 13. September 2002 im Paul-Gerhard-Haus

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Evangelischen Kirchengemeinde Grunbach,
lieber Herr Pfarrer Laux,
liebe Frau Laux,

ich darf mich zunächst ganz herzlich für Ihre Einladung bedanken. Es ist mir eine besondere Ehre hier sprechen zu dürfen, Ihnen mit dem heutigen Gedankenaustausch auch Eindrücke meines Seelenlebens offerieren zu dürfen.

Herr Pfarrer Laux hat mich im Anschluss an den diesjährigen Neujahrsempfang gefragt, ob ich mir einen derartigen Abend vorstellen könne. Natürlich kann ich und komme damit auch einer von meiner Frau immer wieder wohl positiv gemeinten Stichelei entgegen: „Du wärst besser Pfarrer wordal!“

In der Tat sind derartige Veranstaltungen und Anlässe die edleren im Leben eines Bürgermeisters. Sie sind für mich das Salz in unseren gemeinsamen Remshaldener Suppe und damit auch das Salz meiner Arbeit – darunter verstehe ich gerade die Möglichkeit menschlichem Freud und Leid nahe zu sein. Wir alle arbeiten und leben hier und erfahren die Fülle und den Reichtum unseres Lebens, wie aber auch die Krankheit, den drohenden Verlust von Menschen und Dingen, die uns wichtig sind. Kein einziges Leben ist erlebbar ohne Höhen und Tiefen, darum kann es auch keine Gemeinschaft ohne dieselben geben. In diese Dynamik unseres Lebens von Werden und Vergehen, von Gelingen und Versagen, ist unsere Gemeinde als ein soziales Gebilde ebenfalls eingebunden. An dieser Dynamik zu arbeiten, zählt zu meinen schönsten Aufgaben und deswegen möchte ich mich nochmals ganz herzlich für die Einladung hierher bedanken.

Mein Thema sind Gedanken zu Jeremia 29, 1 – 7, Suchet der Stadt Bestes. Spontan hat mich dieses Zitat an eine Wahlkampfveranstaltung in jenen unsäglichen Oktober und Novemberkapriolen des Jahres 1998 erinnert – im Rahmen einer Veranstaltung des CVJM Grunbach wurde ich gefragt: Gibt es eine christliche Politik? Diese Frage geht mir noch oft nach und nicht selten frage ich mich, ist das was wir machen christlich orientiert, wird es dem gerecht, was deine Lebenseinstellung, deine Erziehung und auch deine Überzeugung von dir erwarten? Nun, jetzt bin ich zumindest in einer Aufgabe, einem Amt, in dem ich auch meinen Beitrag leisten kann, um das Beste in unserer Stadt zu suchen und vielleicht auch zu finden.

Wenn ich übrigens im Folgenden von Stadt spreche, auch im Zusammenhang mit Remshalden, dann ist dies nicht die Folge eines vielleicht latent grasierendem bürgermeisterlichen Größenwahns, oder der Wunsch oberbürgermeisterliche Weihen zu erfahren, vielmehr möchte ich mich eben an Jeremia orientieren. Wen dies trotzdem stört, der möge immer wenn das Wort Stadt fällt, ein le dazugeben, dann paßt's wieder.

Der Bibeltext, der die Grundlage für unseren Gedankenaustausch darstellt, ist ungefähr 600 Jahre vor Christi Geburt geschrieben worden. Lassen wir uns nochmals einige Worte dieses Briefes durch den Kopf gehen: „Pflanzet Gärten, zeugt Söhne und Töchter, Gedanken des Friedens“ Wenn man das so hört, könnte man denken, dass damals die Welt wirklich noch in Ordnung war, alles war auf Harmonie bedacht: Kurz und knapp: Es war scheinbar eine friedliche Welt. Übertragen auf unsere Jetztzeit fehlen eigentlich nur noch die Aufforderungen: Geht auf Weinfeste und erfreut euch an Fußballweltmeisterschaften. Auf diese Idee könnte man kommen, wenn man den Text nur oberflächlich liest. Aber auch eine Reihe von weniger erfreulichen Gedankengängen werden in dem Brief angesprochen: Weggeführt, Gefangenschaft, Verstoßen

Damit wir richtig verstehen, was es mit diesem Brief auf sich hat, müssen wir uns ein bisschen die damalige Zeit betrachten: Das große Reich des König David war nach dessen Tod in zwei eigenständige Reiche gespalten worden. Doch auch dieser Zustand hielt nicht lange an. Das nördliche Reich wurde von der Großmacht Assyrien eingenommen und seine Bewohner wurden zerstreut. Nun war das Volk Israel, das auserwählte Volk Gottes, nur noch auf einen kleinen Bereich beschränkt. Es gab noch die Stadt Jerusalem mit dem Land Juda.

Nun hätten die Bewohner von Juda und Jerusalem froh sein können, dass sie noch einmal davongekommen sind. Sie hätten versuchen können, in Frieden zu leben. Doch sie wollten am großen Welt-

geschehen teilhaben und trieben eine riskante Schaukelpolitik. Mal kämpften sie gegen die Ägypter und die Assyrer, dann mussten sie sich den Babyloniern ergeben. Von denen wollten Sie sich wieder lösen, um mit den Ägyptern zusammen zu arbeiten. Doch Babylon war stärker, Nebukadnezar unterwarf Jerusalem und Juda und setzte einen König nach seinem Geschmack über die Juden. (Hin und Her)

Dieser König namens Zedekia hatte nicht viel zu sagen und musste mit ansehen, wie ein großer und wichtiger Teil seines Volkes von den Babyloniern weggeführt wurde. Viele Menschen mussten ihre Heimat verlassen und es waren solche, die vorher großen Einfluss gehabt hatten: Mitglieder der Königsfamilie und der Oberschicht. Seit dieser Zeit kennen wir den Begriff „die oberen Zehntausend“ so viele sollen es nämlich nach dem Bericht der Bibel gewesen sein, die nach Babylon entführt wurden.

Diese nach Babylon entführten Judäer wollen Rache, doch Jeremia schreibt Ihnen: „Suchet der Stadt Bestes“, und betet für sie zum Herrn“ Und es ist nicht nur ein faktischer Trick, wenn Jeremia diese Forderung, diese Mahnung so begründet: „Denn wenn's ihr wohl geht, so geht's auch Euch wohl.“ Jeremia will nicht die Babylonier strafen, oder überlisten. Er will, dass die Judäer sich ändern. Er will den ewigen Kreislauf der Rache beenden, nicht die Kinder der Feinde sollen für die eigenen Fehler büßen, sondern die Judäer selbst sollen Söhne und Töchter in die Welt setzen, um mit den anderen Kindern in Frieden zu leben.

„Suchet der Stadt Bestes“, so hat Luther die Worte des Jeremia übersetzt. Im hebräischen Text steht das Wort Shalom. Viele Menschen kennen dieses Wort und wissen, was es bedeutet. „Shalom“ heißt Frieden. Bis heute begrüßen sich mit diesen Worten die Bewohner Israels. „Sucht den Frieden der Stadt“, so könnten wir auch die Worte Jeremias übersetzen. Und das heißt, dass der Friede nicht so einfach da ist, sondern der Frieden muss gesucht werden.

Wir werden aufgefordert zu suchen, also selbst zu handeln einen aktiven Vorgang einzuleiten. Dies bedeutet ganz genau hinschauen, was da abläuft. Dies bedeutet weiter, zielgerichtet Wege zu finden. Das heißt, sehr oft müssen wir neue Wege gehen, die bisher noch nicht entdeckt worden sind. Wie ein Pfadfinder, der in ein unbekanntes Land kommt und gangbare Wege sucht. Es ist ein anstrengender Weg. Wir werden dabei öfters zu hören bekommen: Das geht nicht! Das hat noch nie funktioniert! Das ist ein Wunschtraum! Wir werden uns auf derartigen Wegen auch daran gewöhnen müssen, dass nur wenige mitkommen. Die meisten werden zuhause bleiben, oder die altgekannten Wege beschreiten. Pioniertypen sind für viele unheimlich, oder sogar gefährlich. Auch im politischen und religiösen Strukturen werden Pioniere sehr oft kleingehalten und zurückgestutzt. Wer Neues wagt, stellt Altes in Frage. Das haben viele nicht gerne. Wissen Sie, was die letzten Worte einer sterbenden Gesellschaft sind? Das haben wir noch nie so gemacht! Wo sind ihre Visionen gestorben? Wo haben ihnen andere etwas zerstört, von dem sie sicher waren, dass es mehr als nur ein netter Traum war?

Suchen heißt auch sich aufmachen. „Aufgewacht!“ ruft Jeremia Ihnen zu: Gott hat Euch nicht zu einem schläfrigen und selbstgefälligen Sofadasein nach Babel geführt, sondern damit ihr Euch aufmacht und weiter entwickelt. Es braucht Menschen, die nicht hocken bleiben, sondern Menschen, die sich für andere bewegen und einsetzen. Gott braucht Menschen, deren Blick nicht auf die Lohntüte am Ende des Monats gerichtet ist, sondern auf die Probleme derer, die rechts und links, vielleicht auch über und unter uns wohnen.

Suchen heißt (noch) nicht alles wissen. Sicher haben Sie auch schon mal einen Schlüssel gesucht. Wie unangenehm, wenn man ihn dringend braucht und einfach nicht finden kann. Und noch viel unangenehmer, wenn es eigentlich nur einen einzigen Platz gibt, an dem er sein müsste. Aber wo ist er jetzt? Guter Rat ist teuer, wenn man ihn dringend braucht. Es heißt also: suchen. Vielleicht zweimal hinschauen und die kleinen Sachen dreimal umdrehen. Suchet der Stadt Bestes, heißt für uns: Es gibt zwar viele, die immer alles besser wissen, aber wir wissen nicht immer auf Anhieb, was das Beste für andere, für unsere Stadt und (noch mehr) unseren Staat ist. Wir haben nicht für alle Fälle des Lebens die passende Antwort in der Tasche. Wir wollen uns aber aufmachen, suchen und mithelfen. Auch wenn das anstrengend und unbequem ist.

Etwas zu suchen, heißt auch es zu vermissen und vielleicht noch mehr: Es zu lieben. Suchet der Stadt bestes. So etwas kostet ungeheuer viel Energie, weil bei einer Suche nicht immer von vorneherein feststeht, dass am Ende auch etwas gefunden wird. Da setzen wir um das Wohl der anderen auch ein Zeichen der Liebe.

Suchet das Beste: Shalom, den Frieden. Eigentlich schreibt Jeremia: Wie vorher ausgeführt: Suchet Shalom für die Stadt. Suchet Frieden für die Stadt. Aber Shalom meint mehr als nur keinen Krieg und es meint Friedhofsruhe, oder die Ruhe der rauschenden Bäume im Wald. Es geht um einen tiefen Frieden, der etwas mit dem Wort Heil zu tun hat, etwas mit dem Wort Wohlergehen.

Suchet das Beste für unsere Stadt. Aber nicht auf der Basis eines Wettbewerbs, nach dem Motto: Schneller, höher, weiter. Sondern suchet das Beste für unsere Stadt, auf Grundlage eines friedlichen Miteinanders.

Damit hätten wir uns mit dem Suchen doch sehr eindringlich beschäftigt. Im Folgenden möchte ich mich mit dem Begriff „Stadt“ etwas auseinandersetzen.

Wenn Sie sich irgendeine Stadt vorstellen – an welche denken Sie? An eine ganz bestimmte Stadt? An eine real existierende? New York, Rom, Paris, vielleicht auch an eine ganz in unserer Nähe? Welche Gefühle, Gedanken und Assoziationen löst ihre Stadt in Ihnen aus? Spüren Sie Sehnsucht, sind Sie verliebt in Ihre Stadt? Könnten Sie morgen Früh spontan mit gepackten Koffern losreisen, weil Sie Lust auf Ihre Stadt haben? Oder steigen in Ihnen eher Gefühle der Hektik und des Unwohlseins auf?

Es wäre interessant, wenn wir uns jetzt die Zeit nehmen könnten, uns über unsere Stadtgeschichten und Stadtgefühle auszutauschen. Wir würden sehr schnell feststellen, wie unterschiedlich wir Städte erleben, selbst wenn wir von den gleichen reden. Neben all den Fakten, die wir über eine Stadt wissen können, werden unsere Einschätzungen eben ganz wesentlich von Emotionen mitbestimmt. Darum nur einige Impressionen:

Da ist der Verkehr, der vor allem in einem Ballungsraum (B 29) unablässig wogt, der dabei aber bestimmten Tagesrythmen folgt. Ein Netz von Straßen, Busspuren, S-Bahn ist gelegt, um Menschen und Güter kreuz und quer durch dieses Gemeinwesen zu führen. Von zahllosen Kreuzungen wird dieser Verkehrsfluss jäh gebremst, um dann wieder aufheulend und kreischend neu zu starten.

Da sind verschiedene Viertel einer Stadt: Der eigentliche Ortskern, mit mehr oder weniger repräsentativen Bauten von Behörden und Verwaltungen, die Prestigebauten verschiedener Banken und Unternehmen, Tempel der Kultur, des Sports und Unterhaltung, die Dome und Kathedralen des Konsums – und des Glaubens: Die Visitenkarte dieser Stadt.

Da sind die Wohnviertel: Die eher biedereren Häuser aus den 60iger und 70iger Jahren und die alten Ortskerne mit ihren Fachwerken. Natürlich gibt es auch die sogenannten besseren Wohngebiete, Ansammlungen von Einfamilienhäusern mit Garten, oder neu errichtete Mehrfamilienhäuser im postmodernen Stil. Dann haben wir noch ein Industrieband mit mehr oder weniger erfolgreichen Unternehmen, die einen ständig am Erweitern und am Investieren, die anderen beim Ringen um ihre Existenz, was man gleichwohl auch den jeweiligen Gebäuden ansieht. Wir finden die Kleingartenanlagen, im Süden Wälder, im Norden Weinberge.

In diesem beschaulichen Geflecht begegnen uns aber auch Menschen, Alte und Junge, Männer und Frauen, Schwarze und Weiße, gezählt und meistens bekannt, auf dem Weg zur Arbeit oder zu Daimler, vom Einkaufen kommend, auf der Parkbank liegend, ein Eis lutschend, zur Bushaltestelle rennend, sich unterhaltend, die Papierkörbe leerend, zufrieden, nachdenklich, schwäbisch knitz oder vielleicht auch gedankenverloren.

Weil Städte, weil Gemeinden so sind, oder besser gesagt, weil wir sie so erleben, kann man sich in eine Stadt mit aller Ambivalenz verlieben, oder kann sie ablehnen. Stadt ist Dschungel und Dickicht: Schrecken und Angst machend, oder faszinierend und Lust auf Überraschendes und Ungewöhnliches auslösend. Deshalb die Flucht aufs Land? Deshalb Schlafstadtbezirke – auch bei uns? Deshalb Exilbewohner?

Braucht man eine Machete, wenn man diesen unbekanntem Dschungel betritt? Oder sollte man offen und bereit sein, sich dem Überraschenden auszusetzen, in der Erwartung, dass in all dem auch Retendes und Bergendes anwesend ist? Wie auch immer: Gemeinden sind Erlebnisräume eigener Art.

Wie schwierig ist es, einen derartigen Lebens-Erlebensraum zu verflüffachen. Gleichschaltung oder Identität?

Für Aristoteles war die Stadt eine Bedingung höherer kultureller und religiöser Entfaltung und zugleich deren Ergebnis. Die Stadt ist um des Lebens Willen entstanden, und um des guten Lebenswillen besteht sie weiterhin. Im westlichen Denken gehört also zur Stadt der Gedanke, dass in ihr ein Lebensstil entfaltet, oder ein Zusammenleben entwickelt, das sich am Guten ausrichtet. Aristoteles orientiert sich also am Guten der Stadt, Jeremia fordert uns auf das Beste der Stadt zu suchen.

Wie können wir dieses in einen politischen Kontext einordnen? Wir leben zweifellos in einer Zeit, die von einschneidenden Veränderungen geprägt ist: Staat, Wirtschaft und Gesellschaft stehen in einem Strukturwandel, den Internationalisierung und Globalisierung mit sich gebracht haben. Heute lassen die Informations- und Kommunikationstechnologien Entfernungen schrumpfen und eröffnen neue Chancen, sowie neue Herausforderungen. Die Ökonomisierung, die Wirtschaftlichkeit durchdringt alle Lebensbereiche. Der Mensch wird, so hat es für viele den Anschein, auf seinen Marktwert reduziert. Soziale Bindungen lockern sich. Die Gesellschaft wird heterogener. Die Balance zwischen individuellem und gesamtwirtschaftlichem Interesse generell scheint zu kippen.

Das Wertebewusstsein hat sich in den vergangenen Jahren deutlich verändert. Die Selbstverwirklichung hat einen höheren Stellenwert eingenommen als je zuvor. Die Aktien der Ich-AG begründet in Bequemlichkeit, Resignation oder Überforderung stehen trotz Börsenminus sehr hoch im Kurs.

Mobbing und Ausgrenzung werden in den TV-Serien wie Big Brother zur Spielregel gemacht, während die Gesellschaft von Integration, Toleranz und Solidarität lebt. Gewalt wird nicht nur in den Medien vielfach als ganz normales und selbstverständliches Mittel zur Konfliktlösung betrachtet.

Der Mensch scheint sich als Herr über Leben und Tod zu fühlen. Die Akzeptanz der aktiven Sterbehilfe, so wie es in den Niederlanden mittlerweile straffrei praktiziert werden darf, ist in der Bevölkerung erschreckend hoch.

Materialismus und Atheismus haben in den vergangenen Jahrzehnten im Westen wie im Osten in ihren unterschiedlichen Ausprägungen tiefe Spuren hinterlassen und viele Menschen dem christlichen Glauben entfremdet. Auch viele Bundesminister haben bei ihrer Vereidigung auf die Schwurformel „so wahr mir Gott helfe“ verzichtet.

Der in der Gesellschaft vorherrschende Pluralismus beherrscht auch die Diskussion um Entscheidungen innerhalb der Kirche – wie die Diskussion um die Schwangeren-Beratung gezeigt hat. Diese gesellschaftlichen Phänomene machen übrigens vor unseren kleinen bescheidenen Toren nicht halt: Manchmal frage ich mich schon, ob der Stadt Bestes gesucht wird: Zum Beispiel wenn Eigeninteressen, mehr oder weniger verklausuliert, aber doch sehr deutlich vorgebracht werden. Wenn Nachbarn, die sich streiten, dieses auf dem Rücken der Gemeinde austragen. Wenn zum Beispiel der Sohnemann mit seinem Fußball eine Fensterscheibe an einem öffentlichen Gebäude kaputtmacht, kommt zwei Tage später ein dreiseitiges Anwaltsschreiben bei uns angeflattert, das uns auffordert, die Schuld des Sohnemanns nachzuweisen. Wenn Abmachungen und mündliche Vereinbarungen nichts mehr gelten. Wenn viel falsches erzählt und in Umlauf gebracht wird, wenn nicht Konstruktivität sondern Miesmache und „Biertischparolen“ im Mittelpunkt stehen. Wenn keine sachliche Abwägung sondern eine vorschnelle Polarisierung vorherrschen, wenn das wohl der eigenen Gruppe oder Fraktion höher hängt, wird als das Wohl der Gemeinde.

Christliche Politik ist Politik für die Solidarität mit den Schwächeren und Behinderten in unserer Gesellschaft, für den Schutz des Lebens, für die Bewahrung und Achtung der Menschenwürde vom Anfang des Lebens bis zu seinem Ende. Gerade hier stellen uns die biomedizinische Entwicklungen auf völlig neue Herausforderungen. Vor uns Christen liegt eine ethische Debatte ungeheueren Ausmaßes.

Die Würde des Menschen ist unantastbar und gilt nicht nur für das, was manche für den gesunden Menschen halten. Jedes Leben hat seine eigene Würde und seine eigene Berechtigung. Der Mensch – auch das ungeborene Leben – darf nicht auf seine Nützlichkeit reduziert werden.

Auch bedeutet dies ein Eintreten mit aller Entschiedenheit für den Erhalt der Sonn- und Feiertage, die eine Rythmisierung unseres Alltags bedeuten und an die Wurzeln unserer christlichen – abendländischen – Traditionen erinnern.

Ob wir von der Ausbildung der Kinder sprechen, oder von der Notwendigkeit, in einer älter- werdenden Gesellschaft Generationengerechtigkeit zu sichern: Stets ist es die Familie, in der die wichtigen Entscheidungen getroffen werden, aber in der sich auch politische Vorgaben unmittelbar auswirken.

Schließlich: Die vielleicht wichtigste und großartigste Aufgabe jeder Gesellschaft ist es, Kinder groß-zuziehen. Wenn Menschen gezwungen sind, zwischen einem glücklichen Familienleben und einer erfolgreichen Karriere zu wählen, haben wir alle von vorneherein verloren. Ich bin ganz sicher, dass wir, was das Einbringen dieser beiden Notwendigkeiten angeht, wirklich erst am Anfang sind.

Ob sich Kinder angenommen fühlen, Selbstwertgefühl entwickeln können, hängt entscheidend von Erfahrungen ab, die sie etwa in der Familie machen. Natürlich hat sich das, was wir unter Familie verstehen, im Laufe der Jahre verändert, haben sich neue Formen des Zusammenlebens herausgebildet, die wir zu respektieren haben. Aber bei aller Vielfalt wird die Familie auch in Zukunft eine Aufgabe zu erfüllen haben, nämlich vor allen Dingen Kindern ein soziales Netz und, was mindestens genau so wichtig ist, einen emotionalen Rückhalt zu bieten.

Der christliche Glaube macht politisches Handeln rechenschaftspflichtig vor Gott und den Menschen. Rechenschaftspflichtig vor Gott meint eine grundlegende Orientierung über das diesseitige hinaus. Als Christen handeln wir dabei in einem Bewusstsein, dass wir nicht die letzte Instanz sind.

Wir müssen gegenüber Gott nicht perfekt sein. Rechenschaftspflichtig vor den Menschen – das ist mehr als demokratische Spielregeln der Rechenschaftspflicht. Es ist vor allem ein innerer Respekt vor dem Menschen mit allen Konsequenzen. Politisches Engagement im Sinne von Engagement im öffentlichen Leben, erfordert eine konsequente Zuwendung zur Welt als Gestaltungsauftrag. Das Mitwirken am fortschreitenden Schöpfungsprozess ist eine Besonderheit der christlichen Botschaft. Wandel verweigern ist keinesfalls besonders christlich. Warum sind Christen aber nicht selten eher Bedenken-träger als aktive Gestalter, die aus der Geborgenheit ihres Kreises Resolutionen an die Welt da draußen senden. Zum politischen Engagement eines Christen gehört aber mehr. Man kann es mit den drei Begriffen: Kompass, Kompetenz und Kompromissbereitschaft beschreiben. Für mich sind diese drei K's die Grundlage um das Beste der Stadt zu finden – und damit möchte ich langsam zum Ende kommen.

Die Notwendigkeit eines Kompasses ist unter uns sicher unbestritten. Wir brauchen die Orientierung des Glaubens und die christlich abendländische Wertetradition, aus denen er heraus gehandelt wird. Weniger selbstverständlich ist das zweite K die Kompetenz. Gestalten kann nur, wer sich der oft nicht geringen Anstrengung unterzieht, Sachkompetenz zu erwerben. (Zeitaufwendig, anstrengend, mühselig – Aktenstudium)

Von der grundsätzlichen Kompromissbereitschaft, dem dritten K lebt die Demokratie und die Humanität einer Gesellschaft. Kompromissbereitschaft beinhaltet die Bereitschaft zur Abwägung, wo ein Kompromiss nicht möglich ist und wo er um die gemeinsame Handlungsfähigkeit und des Rechtsfriedenswillen notwendig und möglich ist.

Meine Damen und Herren, wir brauchen Sie, die Mitarbeiter, die Engagierten, die Hauptberuflichen und wir brauchen auch die Kirchen als notwendige Institution, die in der Flut der Strömungen des Zeitgeistes, des Werterelativismus und der Beliebigkeit ein Fels in der Brandung ist. Wir sind als Christen alle aufgefordert, Salz in der Gesellschaft zu sein, uns einzumischen, Stellung zu beziehen.

Ich bin der Überzeugung, dass eine Gesellschaft nicht auf einen verbindlichen und damit auch verbindenden Wertekonsens verzichten kann. Ein freiheitlicher demokratischer Staat baut auf Werten auf, die er selbst nicht hervorbringen kann, die aber ein friedliches Zusammenleben der Menschen in Sicherheit, Freiheit und Menschenwürde auf Dauer ermöglichen.

Mit unserem Bekenntnis zum gelebten Christentum können wir Zeichen setzen gegen die allgemeine Beliebigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber den christlichen Werten! Ich sehe darin eine ganz wichtige Aufgabe. Auch wir können dazu beitragen, das Vertrauen in die christliche Kirche zu festigen. Es liegt auch an uns, die Orientierung an christlichen Werten als Kompass in die öffentliche Debatte zu bringen. Dies ist auch eine große Chance für uns Christen an Boden zu gewinnen und als gestaltende Kraft in unserer Gesellschaft zu wirken. Und dazu möchte ich Sie alle ermutigen! Dann habe ich auch die Zuversicht, dass wir der Stadt Bestes suchen.

In diesem Sinne möchte ich schliessen und Ihnen noch ein herzlichen „Shalom“ für Sie, den heutigen Abend, aber auch unsere Gemeinde zurufen.